



## Das Märchen vom Blindwerk und von des Kaisers neuen Kleidern auf seiner Wanderung durch die Weltliteratur.

**D**ie Dummen werden nicht alle, und so lange es Dummköpfe giebt, wird es auch Schlaufköpfe geben, die sich ihre Dummheit zu nutze oder wenigstens über sie lustig machen wollen. So fehlt es denn auch in der erzählenden Litteratur aller Zeiten und Völker nicht an Anekdoten, Märchen, Geschichtchen und Schwänken von betrogenen und verspotteten Dummköpfen und Einfältigen. Die Dummheit, gegen die die Götter selbst vergebens kämpfen, wird gewöhnlich von den Spitzbuben besiegt und ausgebeutet, nebenbei aber auch verspottet. Am lächerlichsten erscheint aber der Betrogene, wenn er den Schlaunen spielen und — andere täuschen will.

Und auch diese Sorte von Dummen ist, aus der einfachen Form entwickelt, in der erzählenden Litteratur reich vertreten. Sie hat auch den Stoff zu dramatischen Werken gegeben, in denen die einfache, mitunter kindische Erzählung zu scharfer Satire allgemein menschlicher Fehler und Schwächen umgewandelt, das uralte Motiv in modernes Gewand gekleidet wurde.

Das Produkt einer solchen Verjüngung ist auch Ludwig Fuldas dramatisches Märchen, das den nicht ganz richtigen Titel „Der Talisman“ führt.

Es wird dem Ruhme des Dichters keinen Eintrag thun, wenn wir dem Ursprung seines Stoffes nachspüren und ihm auf seinen Wanderungen und Wandlungen durch die Weltliteratur folgen. Der Leser ist höflich eingeladen, uns auf dieser Reise zu begleiten. Wir machen es noch billiger als Cook und ersparen ihm die Strapazen. Ohne diplomatische Verhandlungen über Interessenssphären und Eisenbahnkonzessionen bringen wir ihn in das himmlische Reich der Mitte und machen ihn mit einem braven Jopsträger bekannt. Der hatte einmal einem Spinner Baumwolle gegeben, um daraus den allerfeinsten Faden zu spinnen. Als die Arbeit abgeliefert wurde, fand er sie nicht fein genug und schimpfte auf den Spinner. „Da hast du noch feinere Fäden“, antwortete der Spinner, mit dem Finger ins Leere zeigend. „Aber ich sehe ja nichts.“ — „Der Faden ist eben so fein, daß selbst meine besten Arbeiter ihn nicht sehen können.“ Ganz entzückt, eine so extrafeine Arbeit bekommen zu haben, ging der Chinese nach Hause und brachte dem Spinner noch mehr Baumwolle zu verarbeiten.

So erzählt der chinesische Gelehrte Nuen-thai, der im sechzehnten Jahrhundert lebte, in seinem großen Werke „Julia oder der Wald der Gleichnisse“. Aber wie er selbst angiebt, hat er nichts erfunden oder selbst erlebt, sondern nur aus indischen Werken übersetzt oder aus alten chinesischen gezogen.

Wir satteln unsern Hippogryphen und gelangen im Nu nach Indien, wo wir zwar nicht dasselbe Geschichtchen, aber etwas Ähnliches finden. In dem „Pantschatantra“ betitelten Sanskritwerke, welches das respectable Alter von vielleicht zwei, mindestens von anderthalb Jahrtausenden hat und in zahlreichen Uebersetzungen schon im Mittelalter in Europa verbreitet war, sowie in andern alten indischen Geschichtenbüchern wird erzählt, wie ein Brahmane von einigen Schelmen um eine fette Ziege geprellt wird. Sie kommen ihm einzeln nach und nach entgegen und reden ihm ein, daß er keine Ziege, sondern ein unreines Tier trage, bis er selbst daran glaubt und die Ziege wegwirft, worauf die Spitzbuben sich ihrer bemächtigen.

In der europäischen, im vierzehnten Jahrhundert entstandenen Märchen- und Anekdotensammlung »Gesta Romanorum« schaffen sich drei alte Aerzte einen jungen, erfolgreichen Konkurrenten vom Halse, indem sie ihm sagen, er habe den Aussatz, und aus Furcht bekommt er ihn wirklich; „dem“, sagt der Erzähler, Hippokrates citierend, „ein Mensch, der sich vor dem Aussatz fürchtet, bekommt ihn endlich.“

Wir betreten damit schon das Gebiet der Suggestion, in das wir uns weiter nicht hineinwagen wollen. Erheiternder und harmloser ist es jedenfalls, wenn die ulkfreundlichen Maler Bruno und Buffalmaco ihrem einfältigen Kameraden Calandrino das eine Mal glauben machen, er sei guter Hoffnung, das andere Mal, er habe sich unsichtbar gemacht (Defameron IX. 3 und VIII. 3).

Im indischen Epos „Mahabharata“ wird erzählt, wie die Göttin Maja eine prachtvolle, mit allen Edelsteinen gezierte Halle mit einem krystallinen Fußboden erschuf. Der einfältige Durjódhana glaubte, es sei ein Wasser, und zog sein Kleid in die Höhe. Einen ähnlichen Streich soll nach orientalischen Sagen König Salomon der klugen Königin von Saba gespielt haben, und Ähnliches wird in vielen europäischen Märchen erzählt.

Aber nicht alle werden vom Blendwerk getäuscht. Im Märchen „Der Hahnenbalken“ (Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 149) sieht ein Mädchen, das ein vierblättriges Kleeblatt bei sich hat, daß der Zauberer, der dem verblendeten Volke zeigt, wie ein Hahn einen schweren Balken schleppt, es nur täusche; denn der Balken ist nur ein Strohhalm. Damit öffnet sie auch den andern die Augen, und der Zauberer wird mit Schimpf und Schande fortgejagt. Um sich zu rächen, läßt er, als das Mädchen einige Zeit später als Braut gepußt zur Trauung geht und kein schützendes Kleeblatt bei sich hat, sie ein Flachsfeld für einen Bach ansehen, weshalb sie ihre Kleider in die Höhe hebt und tüchtig ausgelacht wird.

Von dem Aufraffen des Kleides bis übers Knie bis zur vollständigen Nacktheit ist zwar ein ziemlich weiter Weg, aber das indo-chinesische Geschichtchen von dem unsichtbaren Gespinnst hat ihn gewiesen. Wenn ein Gespinnst unsichtbar ist, warum soll es nicht ein Gewebe, ja ein ganzer Anzug sein können? Die Idee scheint zuerst einer Frau gekommen zu sein. Merkwürdig! Während jetzt von den Gegnern des Frauenstudiums die geistige Inferiorität der Frauen behauptet wird, hatte man im Mittelalter zwar eine ziemlich schlechte Meinung von ihrem Charakter, aber eine um so bessere von ihrer Intelligenz. In der damaligen Erzähllitteratur ist es gewöhnlich die kluge, listige Frau, welche ihren Gatten betrügt oder zum besten hat. So wird in einem norwegischen Volksmärchen (Nr. 17 in der Sammlung von P. Chr. Asbjörnson) erzählt: Eine Frau thut in Gegenwart ihres Mannes, als ob sie spinne und webe, dann aus dem Gewebe Kleider für ihn verfertige, die so fein seien, daß er sie nicht sehen könne. Nachdem sie ihn nackt ausgezogen und mit dem unsichtbaren Anzug bekleidet hat, schickt sie ihn so ausgestattet zum Leichenmahl des verstorbenen Nachbarn, wo er nicht wenig zur Aufkeiterung der Trauernden beiträgt.

Ähnliches findet sich auch in deutschen Märchen- und Schwankbüchern.

Aus dem mehr oder minder unanständigen Späß wird aber wieder, wie in der Erzählung vom Brahmanen und der Ziege, ein Betrug, und die Betrüger sind wieder — Männer. Auch die Betrogenen sind nicht mehr unbekannte Leute aus niederm Stande, sondern Könige und große Herren. Es ist, als ob die Erzähler die Sentenz Ogenstiernas, daß man sehr wenig Weisheit zum Regieren brauche, illustrieren wollten. Zugleich wird aber die Erzählung mit bestimmter Tendenz weiter ausgesponnen. Die Betrogenen oder Verblendeten waren zuerst in einer Sinnestäuschung und glaubten etwas zu sehen, dann wußten sie, daß sie nichts sehen, glaubten aber, daß andere etwas sehen, und endlich thaten sie so, als ob auch sie das Unsichtbare sähen. Damit ward der harmlose Schwank oder der plumpe Betrug zur Satire.

Wer diese Umwandlung zuerst vollzogen, wissen wir nicht, aber wir finden sie schon in der »Conde Lucanor« betitelten Sammlung von Rittergeschichten, Legenden, Schwänken, Anekdoten u. s. w. des spanischen Infanten Don Juan Manuel, der von 1282 bis 1347 lebte. Dem spanischen Prinzen ist der Kern zu diesen, sowie zu mancher andern seiner Geschichtchen wohl aus dem Orient zugekommen. In der türkischen Erzählungssammlung „Die vierzig Deziere“ (deutsch von Dr. W. Fr. A. Behr-  
nauer) verfertigt ein Schwindler eine Kopfbinde für den König, welche angeblich nur von ehelich Geborenen gesehen werden könne. Der König und die Höflinge sind bestürzt, daß sie nichts sehen, loben aber alle die prächtige, schöne Binde. Aber endlich wagen sie es, sich gegen einander auszusprechen, und überzeugen sich, daß sie betrogen wurden.

Dieses türkische Werk stammt zwar erst aus dem fünfzehnten Jahrhundert, beruht aber auf einem älteren arabischen Original.

Im siebenten Kapitel des »Conde Lucanor« wird nun erzählt, wie einst drei Schelme zu einem maurischen König kamen und sich erboten, ihm ein Tuch zu verfertigen, das nur von dem gesehen werden könne, der wirklich der Sohn desjenigen sei, der allgemein als sein Vater gelte. Der König dachte sich: auf diese Weise werde ich die unehelichen Grundbesitzer kennen lernen und ihre Güter einziehen, da nur rechtmäßige Söhne erben dürfen, — und ging auf den Vorschlag ein. Die drei Schelme ließen sich nun in einem Zimmer des Palastes einschließen; einen Webstuhl dahin bringen und vom Könige viel Gold, Silber und Seide liefern, so daß man glaubte, sie würden das alles in das Tuch hineinweben. Nach einigen Tagen ließen sie dem Könige sagen, das Tuch wäre in der Arbeit und gerate prächtig, er möge nur kommen, um es anzusehen. Vorsichtig schickte der König zuerst einen Kammerherrn. Der sah zwar keinen Faden von einem Tuche, da er aber wußte, was die drei dem König gesagt hatten, that er, als ob er das Tuch gesehen, und berichtete demgemäß dem Könige. Das thaten auch andere Höflinge, die dieser ausschickte, und endlich begab er sich selbst in die Werkstätte. Da thaten die Schelme, als ob sie webten und sagten dem Könige: da hat das Tuch diese oder jene Farbe, da haben wir diese oder jene Figur hineingewebt. Der König, der nichts sah und glaubte, die andern hätten gesehen, erschraf und hielt sich für einen Bastard. Wenn das offenbar wird, dachte er, verliere ich ja Thron und Reich. Daher sagte er, daß er das Tuch sehr wohl sehe und lobte dessen Schönheit. Dasselbe thaten alle, die nach ihm in die Werkstätte kamen; denn jeder fürchtete, Gut und Ehre zu verlieren, wenn er gestehe, daß er nichts gesehen, also ein Bastard sei. Endlich beredete man den König, sich von dem kunstvollen und merkwürdigen Stoffe einen Anzug machen zu lassen. Die Schelme thaten, als ob sie zuschnitten, nähten und dem Könige den neuen Anzug anlegten, und er stellte sich, als ob er ihn sehe. Und alle, die den König damit ausreiten sahen, stellten sich, als ob sie den Anzug bewunderten, obwohl sie nichts von ihm sahen. Nur ein Neger, der sich nichts daraus machte, für einen Bastard gehalten zu werden, trat an

den König heran und sagte: „Herr König, wisset, daß Ihr nackt reitet.“ Der König schalt ihn aus, aber es fand sich bald einer und dann noch mehrere aus dem Publikum, die, von dem Beispiel des Negers ermutigt, die Wahrheit sagten. So kam der Betrug an den Tag. Aber die drei Schelme waren bereits mit dem, was sie herausgelockt hatten, über alle Berge, und der König brauchte für den Spott nicht zu sorgen.

Wie der mohammedanische König mit einem Gewebe, wird der Landgraf von Hessen mit einem nur ehelich Geborenen sichtbaren historischen Gemälde von Eulenspiegel (Historie 26 des Volksbuchs) betrogen. Auch beim deutschen Fürsten spielt wie beim maurischen der Eigennuß seine Rolle. Er hoffte, die Lehen seiner durch das Nichtsehen als Bastarde erwiesenen Vasallen einziehen zu können, und durch den Spott und Schaden, den er leidet, wird der poetischen Gerechtigkeit Genüge gethan. Statt des Negers ist es hier die Hofnarrin der Landgräfin, welche zuerst wagt, die Wahrheit zu sagen. Aber sie findet keinen Glauben, und der Betrug wird erst entdeckt, nachdem Eulenspiegel mit dem für das Gemälde entlockten Gelde entflohen ist.

Die Erzähler, die uns bis jetzt beschäftigt haben, bewegten sich alle in einem engen Kreise, und ihre Satire schien sich zur höchsten Stufe emporgeschwungen zu haben, als sie Fürsten und Höflinge verspottete. Aber endlich kam einer, einer von den Größten im Reiche der Dichtung, und gab der Satire einen noch weitern Umfang, und er war auch der erste, der das alte Märchen auf die Bühne brachte.

In seinem Zwischenpiel „Das Wundertheater“\*) geißelt der Verfasser des Don Quichote mit unübertrefflichem Spott den nationalen und religiösen Hochmut seines Volkes, die Intoleranz und die Dummheit seiner Spanier, die, noch leichtgläubiger als der maurische König, sich von einem Schwindlerpaar betrügen lassen.

In einem Provinzstädtchen Spaniens erscheint das Schwindlerpaar Chanfalla und Cherinos, um auf dem von ihnen mitgebrachten Wundertheater Vorstellungen zu geben; aber was auf diesem Theater agiert wird, kann von jenen nicht gesehen werden, die etwas von jüdischem Blut in sich haben oder in nicht legitimer Weise erzeugt wurden. „Wer an einem dieser weit verbreiteten Uebel leide, der müsse darauf verzichten, etwas von den unerhörten Wundern dieses Theaters wahrzunehmen“, erklärten sie.

Die erste Vorstellung findet vor Richter, Bürgermeister, Gemeinderat und sonstigen Honoratioren des Städtchens mit ihren Familien statt, die sich alle für vollständig rein von jüdischem Blute und von höchst tugendhaften Müttern geboren halten. „Auf meinen Rippen“, sagt der Richter Repollo (Kohlstrunk), „liegt vier Finger dickes echtes, altes Christenfett, so alt, daß es schon ranzig ist.“ Diesem Publikum führen nun die Spitzbuben den Helden Samson mit den Philistern, einen wütenden Stier, eine Ueberschwemmung, die schöne Tochter der Herodias, deren Tanz den Täufer um den Kopf brachte, und anderes auf der Bühne vor; das heißt, sie reden den Zuschauern ein, daß diese verschiedenen Handlungen vor sich gehen, obwohl nichts davon zu sehen ist. Die Art nun, wie die ehrsamten Zuschauer sich dabei benehmen, wie sie über ihre legitime Geburt und Abstammung ängstlich zu werden beginnen, wie einer vor dem andern seine Blindheit verheimlicht und so thut, als ob er alles, was die Schwindler als auf der Bühne vorgehend verkünden, auch sehr gut sehe, das alles wird mit der köstlichen Laune, wie sie eben Cervantes besaß, dargestellt. Besonders zwerchfellerschütternd ist es, wie der Nefte des Richters mit der unsichtbaren Tochter der Herodias tanzt. „Schwenk sie nur tüchtig herum, holla hopp!“ ruft ihm der Richter zu, der sich nur wundert, wie Herodias, die doch eine Jüdin ist, sich selbst sehen könne.

\*) El retablo de las maravillas, Entremes compuesto por Miguel de Cervantes. Madrid 1615.

Endlich kommt ein Korporal, um für seine Soldaten Quartier zu bestellen, der in seiner Unschuld und Ehrlichkeit, so wie Rita im „Talisman“, offen herausragt, er sehe nichts auf der Bühne. Darauf hin wird er vom ganzen Publikum für einen Judenstämmling oder Bastard erklärt, ausgezischt und verhöhnt. Von allen Seiten ertönt es: »De exilis es, dellos es!« was man etwas frei mit hepp! hepp! übersetzen könnte. Da verliert der Korporal die Geduld, zieht den Säbel und haut auf die ganze Bande ein. Chanfalla aber ruft triumphierend: „Außerordentlicher Erfolg des Wundertheaters! Morgen wiederholen wir die Vorstellung vor dem ganzen Volke!“

Denn die Dummen werden nicht alle.

Cervantes' Posse wurde schon 1788 von Bertuch unter dem Titel „Das wunderthätige Puppenspiel“ für die deutsche Bühne eingerichtet und dann wieder 1868 von Hermann Kurz übersetzt. Ob sie je aufgeführt wurde, ist mir nicht bekannt, aber ich glaube, die Aufführung würde dem Publikum eine vergnügte Stunde bereiten, und manche Erscheinungen der Gegenwart verleihen ja dem Stücke auch besonderes Interesse. —

Einige Ähnlichkeit mit dem spanischen Puppenspiel und mit Eulenspiegels Schwanz hat ein schawaitisches Geschichtchen, welches Miecyslaw Sylwestrowicz in polnischer Uebersetzung in seiner »Sodania zwujdzkie« (Warschau 1894) mitteilt. Bei diesem zwischen Deutschen, Polen und Russen eingekleiteten Völkchen scheint eine den Nachbarn eben nicht freundliche Stimmung zu herrschen, und in ihren Erzählungen spielen manchmal die Deutschen eine unheimliche oder lächerliche Rolle. So erzählen sie denn auch unter dem Titel »Okieziu dangus« („Der deutsche Himmel“), wie ein schlauer Schawait unter dem Vorgeben, er werde ihnen den Himmel mit Gott und allen Engeln und Aposteln zeigen, was aber nur die ehelich Geborenen sehen können, drei Monate auf Kosten eines dummen Deutschen lebt und ihm tausend Rubel entlockt. Die zur Anschauung eingeladenen Deutschen thun, als ob sie alles das sähen, was der Betrüger ihnen vorredet, werfen sich auf die Knie, bewundern die Himmlichen u. s. w., um ja nicht für Bastarde gehalten zu werden. Nachträglich steigen ihnen zwar einige Zweifel auf, aber entlarvt wird der Betrüger nicht und er bleibt im Besitze des erschwindelten Geldes.

Ungefähr ein Jahrhundert nach Cervantes, aber, wie es scheint, unabhängig von ihm, hat Alexis Piron in seiner Operette »La robe de dissension ou le faux prodige«, die 1726 aufgeführt wurde, den Schwindler mit dem Unsichtbaren wieder auf die Bühne gebracht. Bei ihm wird auch zuerst der Schwindel dazu benutzt, um einem liebenden Paare zur Heirat zu verhelfen. Nach dem Muster der alten Komödien wissen die Liebenden sich allein nicht zu helfen und muß der schlaue Diener Harlekin für sie intriguiert und betrügen. Er giebt sich (ein halbes Jahrhundert vor dem Auftauchen des Grafen Saint Germain) für einen dreitausend Jahre alten Zauberer aus und trägt einen schwarzen Mantel, der, wie er vorgiebt, von der schönsten Feuerfarbe und mit den wundervollsten Stickereien geziert ist. Aber das können nur die Männer sehen, deren Gattinnen, Bräute und Schwestern tugendhaft sind. Dadurch wird der Rival seines mit ihm einverstandenen Herrn, Leander, abgeschreckt, denn er sieht nur schwarz, so wie alle andern. Aber jedermann giebt vor, den roten Mantel und die wundervollen Stickereien, wie Harlekin sie beschreibt, zu sehen. Und wie soll man ihm nicht glauben — gesteht er doch, daß er an dem Tode Messalinas Schuld sei, da er mit seinem Mantel den Kaiser Claudius von ihrer Untreue überzeugt habe.

So bekommt endlich Leander die geliebte Isabelle und gesteht den Betrug ein, und Harlekin bekommt von den hier im wahren Sinne des Wortes angeschwärtzten Weibern die verdienten Prügel.

Wie man sieht, fehlt hier das im »Conde Lucanor« und in andern Versionen, sowie bei Fulda vorkommende Arbeiten am Kleidungsstücke, da Harlekin mit dem bereits fertigen Mantel auftritt. Eine köstliche Scene ist die zwischen Guzman, dem

Diener von Leanders Nebenbuhler, und seiner Frau. Er hat natürlich nur schwarz gesehen und hat daher den schwärzesten Verdacht auf seine Frau. Da er aber wie die andern gelogen und die angeblichen Stickerien bewundert hat, geht er wie die Kaze um den heißen Brei herum, bis er endlich unwillkürlich mit der Wahrheit herausrückt. Sonst ist nicht viel Geist oder Witz in dieser Operette.

Auch in der um mehr als ein Jahrhundert jüngern, vom Verfasser „Bastonnade“ genannten Posse Théophile Gautiers „Der bezauberte Dreispitz“ (»Le tricorne enchanté«) wird der Betrug zum Vorteile eines verliebten jungen Pärchens benutzt. Der schlaue Diener Frontin verkauft dem geizigen Gêronte einen angeblich unsichtbar machenden Hut für hundert Thaler, und der Alte will die Möglichkeit, ungesehen zu horchen, zu seinem Vorteile benutzen. Die andern stellen sich so wie die Kameraden Calandrinos in der oben erwähnten Novelle Boccaccios, als ob sie ihn wirklich nicht sähen, und lassen Prügel auf ihn regnen, die er mit Behagen, als Beweis seiner Unsichtbarkeit, empfängt. Gêronte, der als Geizhals eine schwache Kopie von Molières „Harpagon“, als in die junge, von ihm eingesperrt gehaltene Inez verliebter Greis eine schwache Kopie des Arnolphe in der »Ecole des femmes« ist, hat es schließlich seiner Unsichtbarkeit zu danken, daß Valère vor seinen Augen die Inez entführt und mit ihr getraut zurückkommt, gerade als der Alte zu seiner Enttäuschung erfährt, daß er gar nicht unsichtbar ist.

Die Posse ist weder originell noch besonders witzig, aber Gautiers Stärke lag bekanntlich nicht im Dramatischen.

Ungefähr ein Jahrzehnt nach Gautiers „Tricorne“ wurde in Berlin „Das Wunder“ von Rudolf Genée aufgeführt, welches eine der des „Talisman“ ähnliche Idee in scharf satirischer Weise behandeln soll. Da ich mir aber das angeblich 1854 in Berlin erschienene Stück hier nicht verschaffen konnte, muß ich auf dessen Vergleichung mit dem Fuldas verzichten.

Dieser wird wohl keine andere Quelle als den »Conde Lucanor« oder eine auf diesem beruhende Erzählung gehabt haben. Einiger Einfluß Raimunds, nicht bloß im Namen Habakuf, ließe sich vielleicht auch nachweisen. Nicht bloß ein verliebtes Paar wie bei Piron, sondern zwei werden im „Talisman“ glücklich vereinigt, aber die Heiraten sind gewissermaßen nur ein Nebenprodukt, denn der Hauptzweck des Stückes ist die Satire der Unehrllichkeit und Unwahrheit, des Gottesgnadentums und des Byzantinismus. Nicht König und Höflinge allein, wie vom Spanier des vierzehnten, nicht allein das „dumme Volk“, wie vom Spanier des siebzehnten Jahrhunderts, sondern beide zugleich werden vom deutschen Dichter gegeißelt. Auch ist sein Omar kein Schwindler, sondern ein edler Mensch mit höhern Zwecken, wenn auch von Rachsucht (wegen Gandolin) nicht ganz frei. So hat denn auch die Eigenschaft des Kleides, daß es nur von „Treuen, Klugen und Gerechten“ gesehen werden könne, eine höhere Bedeutung als die Bedingung der ehelichen Geburt und Blutrreinheit.

Statt eines Negers oder einer Hofnarrin ist es Rita, das naive Kind aus dem Volke, welches zuerst die Wahrheit enthüllt und das gerade aus dem deutschen Märchenwalde zu kommen scheint, wie das Mädchen mit dem vierblättrigen Klee.

Aber, müssen wir zuletzt fragen, ist der König von Cypern auch gründlich kuriert? Vom Größenwahn und Unfehlbarkeitsdünkel wohl, aber nicht von der Leichtgläubigkeit. Mir scheint, daß er dem Diomed zu schnell wieder Glauben schenkt.

Wien.

Marcus Landau.

